



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

XIX. Alles oder Nichts.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

XIX.

Alles oder Nichts.

Als der Dienstmann den Brief in die „Rue Coëtlogon“ brachte, war die Familie Fresneau gerade bei Tisch. Fanny trat ein und hielt das elegante Couvert in ihren rothen Fingern; Emilie errieth schon aus der Art und Weise, wie René den Brief öffnete, wessen Botschaft er enthielt. Sie erbehte. Sie hatte, durch den Anblick der wilden Verzweiflung ihres Bruders ermuthigt, gewagt, jener Unbekannten den Einlaß zu wehren, in welcher sie das gefährliche Weib, die sichere Veranlassung jener Verzweiflung, mit einem Wort, jene vermuthet hatte, die ihr Claude Larcher gelegentlich seines Besuches als eine der Verworfensten geschildert. Sie konnte jedoch unmöglich den Muth aufbringen, dem jungen Manne zu gestehen, was sie gethan. Auch vermochte sie jetzt nicht seinem Zorne Troß zu bieten. Sie mußte unter dem Blick, den René ihr, nachdem er den Brief durchlesen, zuwarf, erröthend die Augen senken. Fresneau war gerade im Begriff, selber ein Huhn kunstgerecht zu zerlegen. Er dankte diese bei ihm ganz auffallende Geschicklichkeit dem Umstande, daß er schon in seinen frühesten Tagen bei seinem Vater, dem Instituts-Vorsteher, dieses Amtes gewaltet. Auch er fing den Blick René's auf und blieb mit dem auf der Gabel aufgespießten Flügel in der Hand, wie erstarrt. Dann fürchtete er, von seiner Frau bemerkt worden zu sein, und suchte sein Staunen dadurch zu rechtfertigen, daß er laut auflachend bemerkte:

„Das ist ein Messer, das so stumpf ist, wie der Schuhabsatz meiner Großmutter.“ Sein Scherz ging in dem allgemeinen Schweigen, das bis zum Ende des Mittagessens an-

hielt, verloren; es war ein Schweigen, das sich für Emilie drohend, für Fresneau unerklärlich und für René, der nicht einen Bissen aß, unauffällig gestaltete. Fanny hatte kaum das Tischtuch entfernt und auf den Wachsüberzug des Tisches neben die Biqueurflasche den Tabakstopf gestellt, als auch der Dichter sich erhob, in sein Zimmer ging und von der Magd eine Lampe begehrte.

„Er scheint böse zu sein?“ fragte der Professor.

„Böse? . . .“ antwortete Emilie. „Es wird ihm zweifellos irgend ein Gedanke für sein Drama gekommen sein, den er gleich festhalten will . . . Dieses Arbeiten unmittelbar nach Tisch ist jedenfalls sehr ungesund . . . Ich muß ihm das doch sagen . . .“

Die junge Frau, die über diese Erfindung ganz glücklich war, ging René in sein Zimmer nach. Sie fand ihn damit beschäftigt, noch im Halbdunkel, ohne auch nur das Licht abzuwarten, Susannen zu antworten. Er hatte zweifellos auf dieses Erscheinen seiner Schwester gerechnet, denn er sagte ihr ganz barsch und mit einer Stimme, die vor Zorn bebte:

„Ach! da bist Du ja! . . . Es hat heute Jemand nach mir gefragt, dem Du die Thür gewiesen und bedeutet hast, ich sei verreist? . . .“

„René,“ sagte Emilie, die Hände faltend, „verzeihe mir, ich glaubte recht zu thun! . . . Da ich Dich so erregt sah, fürchtete ich die Anwesenheit dieser Frau für Dich.“ Und in dem Uebermaß ihrer Zärtlichkeit Muth schöpfend, äußerte sie ihren vollen Gedanken: „Diese Frau ist Dein böser Geist, René . . .“ — „Es scheint,“ erwiderte der Dichter mit schlecht verhaltenem Zorn, „daß Du mich noch immer für ein 15 jähriges Kind hältst . . . Bin ich hier mein eigener Herr oder nicht?“ rief er, seiner Erregung freien Lauf lassend. „Wenn ich nicht mein eigener Herr bin, so sage mir's ruhig und ich werde wegziehen. Ich bin dieser ewigen Bevormundung überdrüssig, weißt Du. Beschäftige Dich mit Deinem Sohn und Deinem Mann und störe mich nicht in meinen Kreisen . . .“ Er sah seine Schwester todtenbleich vor sich stehen; sie schien durch die Härte des Tones, mit dem er zu ihr sprach, nahezu vernichtet. Er schämte sich seiner Heftigkeit. Es war doch eine gar zu große Ungerechtig-

Bourget, Lügen.

keit, die arme Emilie den Schmerz entgelten zu lassen, der in ihm nagte! Doch befand er sich momentan nicht in der Stimmung, in welcher man sein Unrecht wieder gut zu machen bestrebt ist, und anstatt sich jener, die er an ihrer empfindlichsten Stelle so tief gekränkt, reuig an den Hals zu werfen, verließ er das Gemach und warf hinter sich mit Gewalt die Thür in's Schloß; er griff im Vorzimmer nach seinem Hut, und Emilie, die mit zitternden Beinen wie festgebannt stehen geblieben, hörte ihn davon eilen. Auch der brave Fresneau, der den lauten Wortwechsel und den Abgang René's vernommen, trat in's Zimmer, um zu hören, was vorgefallen. Er bemerkte im Halbdunkel seine Frau, die halbtodt schien vor Schreck. Er faßte sie bei den Händen und sagte so liebevoll und theilnehmend: „Was geht denn vor? . . .“ daß sie schluchzend an seine Brust fiel und rief: „Ach! mein Freund, ich habe nur Dich auf der Welt! . . .“

Sie weinte, den Kopf auf die Schulter des braven Mannes gelehnt, und dieser wußte nicht, ob er seinem Schwager fluchen oder danken sollte; so trostlos machte ihn der Schmerz seiner Frau, so gerührt war er anderseits über die Regung, die sie ihm so plötzlich zugewendet:

„Sei nur vernünftig, mein Kind,“ sagte er, „und laß mich hören, was es zwischen Euch gegeben.“

„Er hat kein Herz! Er hat kein Herz!“ war die einzige Antwort, die er ihr entreißen konnte.

„Nicht doch! nicht doch! . . .“ antwortete er und fügte dann mit der Klarheit, die wahres Empfinden selbst Minderbegabten eingiebt, jene ernste Wahrheit hinzu: „Er ist zu sehr von Deiner Liebe überzeugt und mißbraucht dieselbe, das ist es . . .“

Während Fresneau sein Bestes that, um Emilie zu trösten, und es ihm trotzdem nicht gelingen wollte, ihr das Geheimniß über die Unterredung mit dem Bruder zu entlocken, schlenderte der Lektüre durch die Straßen, von dem neuen Kummer gepeinigt, der seit dem Vorabend auf seiner Seele lastete. Susanne hatte Recht, wenn sie annahm, daß eine innere Stimme ihm zuraunen würde, an dem, was er wußte und was er gesehen, zu zweifeln. Jeder, der geliebt und dann verrathen wurde, hat diese Stimme vernommen, welche wider unsre Vernunft Partei nimmt, die uns

trotz aller Hoffnungslosigkeit zu hoffen gebietet. Mit dem Glauben aber ist es für immer vorbei. Und wie sehnt man sich, wenigstens zweifeln zu können! Wie bedauert man jene Tage, jene vergleichsweise glücklichen Tage, in denen man erst beim Verdacht hielt und noch nicht bei jenem entsetzlichen, unerträglichen Gefühl — bei der Gewißheit! René hätte den Schatten eines Zweifels an dem Zweifel mit seinem Herzblut bezahlen mögen, und je mehr er die Einzelheiten erwog, die ihn zur Ueberzeugung geführt, desto mehr nöthigte sich ihm diese Ueberzeugung selbst auf. „Aber kann sie nicht doch nur einen unschuldigen Besuch unternommen haben?“ . . . — raunte ihm die Stimme der Liebe zu . . . „Unschuldig? Weshalb hätte sie dann ihren Wagen weggeschickt? Wäre sie dann bei dem andern Thor mit jenem Gang, jenem forschenden Blick davongeschlichen, den sie auch gehabt, wenn sie mich verließ? Und dieses fast gleichzeitige Auftauchen Desforges' an dem entgegengesetzten Ausgang“ . . . Wüthten häuften sich alle von Claude gelieferten Beweise: Das Urtheil der Welt, der einstige Ruin des Moraines, die dem Manne verschaffte Anstellung, der Antrag den Susanne ihm, René, gemacht, Geld zu verdienen, und alle die aufgedeckten Lügen. „Welcher Beweise bedarf ich noch,“ sagte er sich, „außer, ich wollte sie in den Armen des Andern finden? . . .“ Dieser Satz erweckte bei ihm die Vorstellung so trauriger Dinge, daß er unwillkürlich vor Schmerz die Augen schließen mußte. Dann gedachte er des Besuches seiner Geliebten in der „Rue Coëtlogon“ an das Briefchen, das sie ihm geschrieben und das er in der Tasche trug. „Und sie hat den Muth, mich sehen zu wollen! Was kann sie mir zu sagen haben? . . . Ja, ich werde mich bei dem Stellbichein einfinden und ich werde sie schlagen, wie Claude Colette geschlagen hat! . . . Nein!“ fuhr er fort, „das hieße mich zu ihr erniedrigen; die wahre Rache besteht darin, nichts von ihr wissen zu wollen. Ich werde nicht hingehen . . .“ Er wurde von diesen beiden Gedanken hin- und hergeworfen und fühlte sich unfähig, zu wählen. Sein Verlangen, Susannen wieder zu sehen, war aber so groß, als sein Entschluß aufrichtig war, nicht mehr in diese Falle von Lügen zu gehen. Seine Angst steigerte sich dermaßen, daß er Claude's Rath einholen wollte. Da erst fiel ihm auf, daß der treue Freund nicht, wie er

versprochen, des Morgens um Nachricht zu ihm geschickt hatte.

„Eilen wir zu ihm, es wird dies bei so später Stunde zwar ein vergeblicher Besuch sein,“ sagte sich René, da er die „Rue Barenne“ und das Hotel „Saint Euvverte“ erreichte. Es mochte $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr sein, als er am Thor die Klingel zog. Ein Fenster des Zimmers, das der Schriftsteller bewohnte, war erleuchtet. So war denn Claude wider Erwarten daheim. René fand ihn diesmal im ersten der drei Räume, im sogenannten Rauchzimmer. Eine Lampe mit rosafarbener Kugel erhellte in traulichster Weise den engen Raum, dessen Wand eine schöne Photographie „Triumph des Todes,“ die man Orcagna zuschreibt, schmückte. Unter einem Theekessel, der in der Ecke stand, brannte eine bläuliche Spiritusflamme. Die Theekanne mit den beiden Theetassen, eine Flasche spanischen Weines und einige Schnitten Gansleberpastete, die nebenan auf einer Schüssel lagen, bezeugten, daß der Wirth dieses traulichen Heimes Besuch erwartete. Kleine russische Cigaretten in langen Papierhüllen, die Lieblinge Colette's, ließen René sogleich vermuthen, wer dieser erwartete Besuch sei. Doch hätte er niemals daran zu glauben vermocht, wenn Claude ihm nicht endlich mit sichtlich Verlegenheit und verächtlichem Lächeln bemerkt hätte:

„Meiner Treu, es ist mir lieber, Sie erfahren es gleich: *canis reversus ad vomitum suum*. — Ja, ich erwarte Colette. Sie soll nach dem Theater kommen. Wäre es Ihnen unangenehm, ihr zu begegnen? . . .“ „Es ist mir, aufrichtig gestanden, lieber, sie nicht zu sehen,“ bemerkte René! „Und Sie,“ fragte Claude, „wo halten Sie denn?“ Und als der Dichter ihm in wenigen Worten die momentane Sachlage auseinandergesetzt, die Scene in der Oper geschildert, den Besuch Susannen's erwähnt, des Briefes gedacht, den sie ihm geschrieben, fuhr er fort: „Was soll ich Ihnen antworten? Habe ich in meiner jetzigen Schwachheit das Recht, Ihnen Vorstellungen zu machen? Was nützt das Alles? Ich für mein Theil sehe ganz klar, und doch strauchle ich bei jedem Schritt wie ein Blinder. Warum sollte ich nicht klar sehen für Sie, der Sie vielleicht mehr Energie besitzen als ich. Sie sind jung und vor allem noch nicht völlig verderbt . . . Nun denn. Sind Sie entschlossen, ein Liebesnarr zu werden, ein

Wahnsinniger, der bloß dem Drang seines Geschlechtes folgt, ein erniedrigter Lüftling, — das ist die entsetzlichste Gattung —? Dann eilen Sie zu diesem Stellbuchein. Susanne wird Ihnen nicht einen stichhaltigen Grund zu geben vermögen, nicht einen . . . Unglücklicher, verstehen Sie denn nicht, daß, falls sie unschuldig wäre, sie Sie hassen und verachten müßte, wegen dessen, was Sie ihr gesagt? Daß sie Sie gar nicht mehr zu sehen, wünschen würde? . . . Sie aber ist zu Ihnen geeilt. Weshalb? Um Sie dort im Zimmer die Macht der Sinne empfinden zu lassen. Sie ruft nach Ihnen? Aber wohin? Genau an jenen Ort, an dem Sie ihrer Schönheit am wenigsten Widerstand entgegen zu setzen vermögen . . . Sie wird Ihnen sagen, was Frauen in solchen Fällen überhaupt in's Treffen führen . . . Worte . . . Worte und nichts als — Worte . . . Sie aber werden Sie wiedersehen, Sie werden das Rauschen ihrer Kleider hören . . . Auch ist ja der Verrath das reine spanische Fliegenpulver! Sie werden es selbst an sich erleben und dann allen Vorwürfen entsagen, allen! . . . Alles wird vergessen sein für — 10 Minuten. Nachher aber? . . . Sie haben ja gestern meinen Muth zu beobachten Gelegenheit gehabt. Fassen Sie meine Erniedrigung von heute fest in's Auge und sagen Sie sich dann, wie jener Trunkenbold dem Andern gegenüber ausrief, den er im Morast liegen sah: „Und ich selbst werde Sonntag desselben Weges gehen.“ Wenn Sie sich übrigens der Enthaltbarkeit vor ihr nicht fähig halten, wenn Sie, wie jener Berauschte, des Weines bedürfen, selbst auf die Gefahr hin, an demselben zu Grunde zu gehen, dann ist diese Feigheit eine Lösung, die auch ich getrunken. Dann übersättigen Sie sich an dieser Frau. Der Einsatz dafür werden Sie oder Ihre Liebe sein. Susanne wird Ihr böser Dämon werden, wie Colette der meine ist . . . Nur erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen heute sage: solche Erniedrigung ertödtet Alles . . . Talent? Ich habe keins mehr . . . Ehre? Was sollte ich derzeit mit derselben anfangen, da ich verziehen habe, was ich verziehen . . . „Ach!“ schloß er mit herzzerreißendem Ausdruck, „Sie hätten noch Zeit, sich zu retten. Sie stehen noch auf der obersten Sprosse jener Leiter, die zur Gasse führt. Beherzigen Sie den Angstschrei eines Unglücklichen, der schon auf der untersten derselben steht und der bis zu den Achseln im Schmutz

steckt . . . Und nun gehen Sie, falls Sie Colette nicht be-
geggen wollen . . . Warum mußte sie Ihnen mittheilen,
das Sie verrathen sind? . . . Sie waren ahnungslos, wußten
um nichts; was wir aber nicht wissen, ist eben nicht da für
uns . . . Nochmals Lebewohl, lieben Sie mich, René, und
beklagen Sie mich!"

„Nein,“ meinte der Dichter entschieden, da er heimkehrte,
„ich werde nicht in diese Psüze steigen.“ Er hatte heute
vielleicht zum erstenmal, da er trauriger Zeuge der unglück-
lichen Liebe Claude's gewesen, verstanden, welchem Elend sein
beklagenswerther Freund zum Opfer gefallen. Er hatte eben
bei sich selbst jenen Gefühls-Widerspruch entdeckt, welcher den
Geliebten Colette's erniedrigte: die entschiedenste Verachtung
nämlich für jene Frau, die er verurtheilen und trotzdem
physisch auf das Lebhafteste wünschen mußte. Ja, auch er
verlangte mit blinder Gier nach Susannen, jenem dämonisch
schönen Weib. Dahin war es mit seiner edlen Liebe, mit
seinem Cultus für jene gekommen, die er Anfangs seine
Madonna genannt. Wollte er nur einmal noch diesem
heißen Drängen folgen, auch er wäre dann verloren für
immerdar. Der Ekel, den er empfunden bei dem Einblick
in den Abgrund von Verworfenheit, wider den sein Freund
vergeblich ankämpfte, war so heftig, daß er ihm den Muth
gab, sich zu sagen: „Ich gebe mir mein Ehrenwort, Montag
nicht in die „Rue des Dames“ zu gehen,“ und daß er dieses
Wort auch hielt. Zur selben Stunde, in der Susanne ihn
liebend und verzweifelnd erwartete, saß auch er zitternd vor
Aufregung in seinem Zimmer und wiederholte fortwährend:
„Ich will, ich werde nicht hingehen . . .“ Er gedachte des
Freundes und meinte abermals: „Armer Claude!“ Denn auch
er selbst fühlte mit aller Macht die Herzensangst jenes von der
Wollust besiegtten Freundes, besiegt in dem Kampf, den auch
er aufgenommen. Er beklagte sich, indem er das Opfer
Colette's bemitleidete, und dieses Mitleid, gepaart mit der
lange geübten, religiösen Ueberzeugung, unterstützte seinen
Muth. Er hatte erst aufgehört, die kirchlichen Gebräuche zu
üben, seit er nicht mehr rein war. Ach, er befand sich in
jenem Stadium des Zweifels, das jeder moderne Künstler
mehr oder weniger durchzumachen hat, ehe er wieder zum
Christenthum, dieser reinsten Quelle alles geistigen Lebens,

zurückkehrt; doch findet dieser moralische Muskel, der sich in der Kindheit und Adoleszenz bei fortgesetzter Uebung entwickelt hat, in Zeiten des Zweifels wieder seine volle Kraft: auch diesem Schüler des Abbé Taconet stand in dem heftigen Widerstand gegen den starken physischen Wunsch jene ungebrochene Energie zu Gebote. Als die Uhr in der „Rue Coëtlogon“ die zwölfte Stunde geschlagen, da sagte er sich: „Susanne ist fortgegangen . . . Ich bin gerettet.“ Doch war dies nicht der Fall; er hätte dies daraus folgern müssen, daß er unfähig war, sich den Rathschlägen Claude's vollständig zu fügen. Er hatte weder diesen Montag, noch die folgenden Tage die Entschlossenheit aufzubringen vermocht, die Stadt zu verlassen, in welcher jene Frau athmete, von der er sich befreit glaubte. Er suchte alle möglichen Vorwände, um in Paris zu bleiben: „Da ich sie nicht aussuchen werde und sie mich nicht aussuchen kann, so bin ich hier in diesem Zimmer ebenso weit von ihr entfernt, als wäre ich in Venedig oder Rom . . .“ In Wirklichkeit aber erwartete er etwas, — er hätte nicht zu sagen gewußt, was. Doch fühlte er, daß diese Leidenschaft zu heftig war, um auf diese Art zu erlöschen. Er ahnte, daß er und Susanne zusammentreffen würden. Doch wie und wo? Gleichviel, die Thatsache stand fest. Er gestand sich aber diese feige, heimliche Hoffnung nicht ein. Doch erfüllte ihn dieselbe so vollständig, daß er die „Rue Coëtlogon“ gar nicht mehr verließ und sich immer bereit hielt, einen neuen Brief zu empfangen, einen entscheidenden Schritt zu erleben. Der Brief blieb aus. Keinerlei Anzeichen stellten sich ein, und die Aufregung verzehrte ihn fast. Manchmal erfaßte ihn der Wunsch, Susannen wieder gegenüber zu stehen so maßlos heftig, daß er sich plötzlich an den Schreibtisch setzte und glühendste Liebesbetheuerungen an die Glende zu Papier brachte. Seine innere Wuth machte sich in wahnsinnigen schriftlichen Ergüssen Luft, in welchen er sie beschimpfte und vergötterte, in denen Worte der Zärtlichkeit mit Ausdrücken tiefsten Hasses wetteiferten. Dann tauchten auch wieder die Klagen Larcher's in seiner Erinnerung auf, und er zerriß das Papier, den Vertrauten des wahnwitzigen Schmerzes, den er vergeblich in sich zu verschließen suchte. Er legte sich in heller Verzweiflung zu Bett, und gedachte des Todes, als der einzigen Wohlthat, welche er im Augenblicke herbeisehnte. Dieselben

Gedanken erfüllten ihn auch beim Erwachen. Das strahlende Licht dieser zu neuem Leben erwachenden Natur schien ihm unerträglich, und der Dichter, der trotz alldem noch immer nicht in ihm gestorben war, sehnte sich nach der Stunde der Dämmerung, in der die gedämpfte Stille sich so gut mit der inneren Herzensnoth paarte. Er konnte ja erst bei eintretender Dunkelheit seinen Thränen freien Lauf lassen. Seine arme Schwester fürchtete daher diese Stunde am meisten. Sie hatten sich am Morgen nach ihrem Streit miteinander versöhnt: „Bist Du mir noch immer böse?“ hatte sie ihn mit jener Zärtlichkeit, die ein Zeichen wahrer Neigung ist, gefragt.

„Nein,“ hatte er geantwortet, „das Unrecht war ganz meinerseits; aber ich beschwöre Dich, nie mehr das Thema zu berühren, das Du lezthm angeschlagen, ich könnte sonst am Ende wieder ungerecht gegen Dich werden.“

„Niemals wieder,“ hatte sie geantwortet und sie hatte Wort gehalten. Doch bemerkte sie, daß ihr Bruder dahinsiechte, seine Wangen einfielen und insbesondere seine Augen unheimlich glühten; sie fing an, ängstlich zu werden, und suchte ihn deshalb mit Vorliebe in dieser gefährlichen Stunde des sinkenden Tages auf. Fresneau machte im Augenblick mit Constant einen Spaziergang im Luxembourg. Sie hatte einen Vorwand gesucht, um daheim zu bleiben. Sie faßte den Bruder an der Hand und diese stumme Liebkosung rührte den Unglücklichen über alle Maßen. Auch er erwiderte dieselbe, ohne zu sprechen. Diese sanftere Regung hielt nur so lange an, als er sich nicht an Desforges erinnerte. Er sah im Geiste, wie Susanne fein war. Dann rief er plötzlich Emilien zu: „Laß mich! . . .“ Sie gehorchte, weil sie ihn damit zu beruhigen wähnte. Nachdem sie fort war, warf er sich auf das Ruhebett, auf welchem Susanne sich ihm ergeben, und lodernde Eifersucht wühlte ihm sengend im Herzen. Ach! welche Qual!

Wie viele Tage waren denn eigentlich verstrichen? Kaum sieben, ihm aber waren sie endlos vorgekommen, wie sein Schmerz. Da er am achten Tage in den Kalender schaute, sah er, daß der Monat Mai zu Ende ging. Die streng geregelten, bürgerlichen Gepflogenheiten, welche er stets im Leben geübt, veranlaßten ihn, trotzdem dieser Schritt ihn die höchste Ueberwindung kostete, in die „Rue des Dames“ zu gehen. Er wollte dort seine Rechnung schließen und mit der Ver-

mietherin abrechnen. Er wählte dazu die Nachmittagsstunden, um sicher zu sein, Susannen nicht zu begegnen. „Als hätte sie nicht überhaupt schon mein vergessen . . .“ sagte er sich. Doch wie ward ihm zu Muth, da er auf dem Tisch des kleinen Salons nicht nur das Taschentuch und die Handschuhe, sondern auch ein Billet mit der Ueberschrift: „Für Herrn d'Albert,“ fand, das sie anlässlich ihres zweiten Besuches dort zurückgelassen? Er öffnete das Billet mit so zitternden Händen, daß er 5 Minuten brauchte um die wenigen Sätze zu lesen, von denen manches Wort durch Thränen verlöscht war. —

„Mein Lieb, ich bin hierher zurückgekehrt! Ich beschwöre Dich, bei diesem Heim und bei den Erinnerungen, die dasselbe für Dich und mich birgt, mich noch einmal wiederzusehen. Wirst Du denn an diesem trauten Ort nicht mein gedenken, ohne jenen glühenden Haß, den ich, zu Tode erschreckt, in Deinen Augen gelesen? Erinnere Dich der Zärtlichkeit, welche ich Dir hier gezeigt, hier, wo Du im Augenblick diese Zeilen liest. Mein! Ich kann nicht leben, falls Du an der Wahrheit zweifelst, dieser einzigen meines Lebens. Ich wiederhole Dir, daß ich weder entrüstet, noch böse, sondern verzweifelt bin; falls Du das nicht verstehst, so kommt es daher, daß ich in Dir keine Empfindung mehr zu erwecken vermag, mein Herz aber nur von Liebe und Schmerz erfüllt ist. Lebe wohl, Bielgeliebter! Wie oft habe ich an der Schwelle dieser Thür dieselben Worte gesprochen! Dann aber setzte ich immer noch „auf Wiedersehen“ hinzu! Und nun wird es ein letztes Lebewohl auf meinem Mund und in meinem Herzen sein. Ist es denn wirklich möglich, daß es in Ewigkeit so bleiben soll?“

Lebewohl, Bielgeliebter! wiederholte der junge Mann. So viel er sich auch dagegen sträuben mochte, diese so einfach zärtlichen Worte, der Anblick jener Räume, der Gedanke, daß Susanne ohne Hoffnung, ihn wiederzusehen, nur gewissermaßen wallfahrend hier gewesen, Alles trug dazu bei, ihn in eine geradezu wahnsinnige Erregtheit zu versetzen, welche er vergeblich zu bekämpfen suchte. „Ihr Bielgeliebter!“ sagte er sich plötzlich wüthend. „Und sie hat sich dem Andern für Geld ergeben! . . . Wie feig ich bin! . . .“ Er verließ rasch das Zimmer und schellte, um dem peinigenden Gefühl des Bedauerns zu entfliehen, das ihn in dieser

Einsamkeit wankend zu machen drohte, an Frau Raulet's Thür. Als bald erschien das süßliche Gesicht der Wohnungsvermietherin. Sie lud den jungen Mann ein, ihren eigenen kleinen Salon zu betreten, der mit dem Rest der Möbel ausgestattet war, die sie in dem andern nicht hatte unterbringen können. Als er ihr seine Kündigung mittheilte, da verriethen ihre Züge ungekünstelte Bestürzung.

„Aber ich habe ja nicht einmal die kleine Rechnung vorbereitet,“ antwortete sie. „Ich habe Zeit,“ bemerkte René. „Ich werde, falls es Ihnen nicht unangenehm ist, h i e r warten . . .“ setzte er hinzu, da er fürchtete, die eben verlassenen Räume nochmals betreten zu müssen. Er war zwar nicht gerade in der Stimmung, Beobachtungen zu machen, doch sah er trotzdem, daß Frau Raulet die 25 Minuten, die er wartend verbrachte, dazu benutzt hatte um Toilette zu wechseln. Anstatt des einfachen gestreiften Kammantels aus Wollstoff den sie getragen, als sie ihn empfingen, hatte sie ein schwarzes Gesellschaftskleid aus Grenadine angezogen; der obere Theil der Taille war aus Streifen von Spitzen und Stoff zusammengestellt, welche die Weiße der Haut der gefallsüchtigen Witwe vortheilhaft zur Geltung brachten. Ihre Augen leuchteten heller, ihre Wangen erglühten frischer als sonst, da sie die Rechnung auf den Tisch legte, deren Schrift bewies, daß die kluge Person dieselbe trogalle dem vorbereitet hatte. Sie sagte:

„Entschuldigen Sie mein längeres Verweilen. Ich fühlte mich nicht wohl. Ich leide sehr an Herzklopfen! . . . Fühlen Sie nur! . . .“ Dabei faßte sie nach der Hand des jungen Mannes und legte dieselbe mit solcher Unverfrorenheit an ihren Busen, daß sich selbst der Naivste über diese Bewegung nicht zu täuschen vermocht hätte. Sie hatte ganz richtig aus den beiden einsamen Besuchen der jungen Frau, auf den Bruch Susannens mit dem falschen d'Albert geschlossen. Die Kündigung René's hatte sie in ihrer Vermuthung endgiltig bestärkt, und es war ihr der Gedanke gekommen, denselben auszunützen. Vielleicht war auch die feine, männliche Schönheit des Dichters nicht ohne Eindruck auf sie geblieben; oder aber hatte sie nur vor, einen Nutzen zu ziehen, welcher jenem von dem Studenten und dem Ladiendiener glich. Sie war auch wohl erhalten und hielt sich für unwiderstehlich. Als sie jedoch, die Hand des Miethers an ihren Busen führend,

demselben in's Antlitz sah, da begegnete sie in seinen Augen dem Ausdruck so unverhohlener, mit Ekel gepaarter Verachtung, daß sie dieselbe rasch fahren ließ. Sie griff nochmals nach der Rechnung und trachtete ihre Verlegenheit mit einem Schwall von Worten zu bemänteln, welcher die eine oder die andere übertriebene Forderung erläutern sollte; René würdigte sie keinerlei Einwandes. Er händigte ihr die schuldige Summe halb in Gold ein, halb in Papiergeld. Die erniedrigende Liebes-Niete hatte ihre berechnende Gewinnsucht nicht vermindert, denn sie betrachtete dies blaue Papiergeld durch das Licht und zählte dann ängstlich jedes einzelne Geldstück ab. Da eins derselben ihr nicht vollwichtig schien, prüfte sie dessen Klang und bemerkte zögernd:

„Ich werde Sie schon um ein anderes ersuchen müssen . . .“ Dieser Doppel-Eindruck größter Schamlosigkeit und niedrigsten Eigennutzes stimmte so traurig mit den Gedanken überein, welche René während der Viertelstunde beherrschten, die er warten mußte, um die wenigen Gegenstände in den Wagen befördern zu lassen, die aus den drei Zimmern ihm selbst gehörten, daß sich seiner unwillkürlich jener Galgenhumor bemächtigte, welchen ein Humorist so bitter und treffend „die gute Laune eines Todtengräbers, der sich selbst zu Grabe trägt,“ genannt hat. Als sich jedoch der Wagen, jener schmutzige Miethwagen, in Bewegung setzte und er diesen schmerzlichen Auszug hielt, mit Allem, was sein Glück gewesen, da kehrte jener vorübergehende Humor sich in tiefste Schwermuth. Er erkannte jede Biegung des Weges, den er so oft besflügelt von heißesten Wünschen zurückgelegt und den er nie mehr gehen sollte. Der Himmel hing voll grauer, schwerer Wolken. Es war seit dem Vorabend ein unerwarteter Wettersturz eingetreten, wie solche in Paris gegen das Frühjahr zu so häufig sind, und in welchen der Reif das junge Grün verbrennt. Als der Wagen die Seine passirte, das traurige, grünliche Wasser, da sah der Unglückliche hinein und dachte:

„Es wäre doch so leicht, ein Ende zu machen!“ . . . Nach dieser verzweifelten Regung suchte er in seinen Taschen nach dem Billet Susannens; er wollte sich gewissermaßen seines Unglückes versichern. Dann zog er das Taschentuch heraus und athmete lang und tief dessen Duft ein; auch be-

trachtete er die Handschuhe, in denen er die Form der Finger ausgeprägt fand, jener Finger, die er so unendlich geliebt. Er hatte die Empfindung, daß er zu weit gegangen im Widerstand gegen die Versuchung, daß seine Kraft erschöpft sei; als er nach diesem Anfall heftigen Leidens wieder allein in seinem Zimmer war, sagte er ganz laut zu sich: „Ich kann nicht mehr . . .“

Langsam, fast mechanisch öffnete er seine Schreibtischlade und nahm einen in Rehlleder gehüllten Taschenrevolver heraus, den seine Schwester ihm für jene Abende geschenkt hatte, an denen er spät aus dem Theater heim kam. Er ließ den Hahn knacken, suchte nach den Patronen und legte eine auf das Zündhülschen. Arme menschliche Maschine, wie wenig ist von nöthen, um Dich stillstehen zu machen! — Er lud die Pistole, öffnete das Hemd, tastete mit der Hand nach der Stelle, an der sein Herz schlug, und richtete den Lauf der Waffe auf dieselbe.

„Nein,“ sagte er wieder ganz laut, „nicht ohne den Versuch gemacht zu haben.“

Dieser Entschluß fußte auf einem Gedanken, der ihm schon gekommen war, und den er immer als überspannt von sich gewiesen hatte, der sich ihm aber jetzt mit jener Klarheit und Festigkeit aufdrängte, die größte Aufregung manchmal heraufbeschwört. Er legte die Pistole zurück in die Lade, warf sich wieder in den Lehnstuhl — jenen Lehnstuhl, in dem Susanne einst gesessen, — und überließ sich jener wüsten Melancholie, in welcher alle Vorstellungen sich haarscharf abheben, in der man mit fieberhafter Schnelligkeit überlegt, und in welcher urplötzlich verzweifelte Entschlüsse reifen. „Mein Vielgeliebter . . .“ wiederholte er, sich dessen erinnernd, was Susanne ihm geschrieben. Ja, sie hatte ihn wirklich und leidenschaftlich geliebt, trotz der Lügen, trotz der Comödie, die sie gespielt und die jetzt mit all ihren aufregenden Szenen an seinem erhitzten Gehirn vorüberzog, trotz der Verworfenheit ihrer Intrigue mit Desforges. War denn die Geschichte ihrer gegenseitigen Liebe, ohne den Glauben an deren Aufrichtigkeit nicht unmöglich? Welch anderer Beweggrund hätte sie denn in seine Arme getrieben? Vortheil war es sicher nicht gewesen. René war ja so arm, so bescheiden, ihr so untergeordnet. Es war auch der Triumph

nicht, einen gefeierten Autor verführt zu haben. Sie selbst hatte ja darauf bestanden, daß ihre Beziehungen geheim blieben. Auch Gefallsucht war es nicht. Sie hatte ihn ja keiner Rivalin abgerungen, sie hatten sich weder Tag für Tag, noch Woche für Woche gestritten. Ja, so empörend auch die Niedertracht dieser Mischung von Schlechtigkeit und Verworfenheit sein mochte, sie hatte ihn nichtsdestoweniger innig geliebt, sie liebte ihn noch. Diese Seele, deren moralische Verkommenheit ihn mit Entsetzen erfüllte, war trotzdem der Aufrichtigkeit fähig. Es lebte etwas in ihr, das besser war, als ihr Leben, besser als ihre Thaten. René horchte endlich auf jene Stimme, die sich zu Gunsten Susannen's regte, und er faßte die Käuflichkeit dieses Weibes, deren Entdeckung ihn geradezu zerschmettert hatte, muthig in's Auge. Sein Eintritt in das Hotel Komos, seine ersten kindlichen Eindrücke über die Aristokratie, den Besitz Susannens und die tausend Einzelheiten ihres Anzuges hatten ihn nicht nur mit der Schaustellung und dem Raffinement jener Kreise bekannt gemacht, all' das hatte ihm noch manch anderes Geheimniß enthüllt. Die kindliche Vision seiner Dichterträume war gewichen und hatte einer nahezu richtigen Vorstellung über die Verschwendung, die eine reiche Existenz in Paris bedingt, den Platz geräumt. Im gegebenen Augenblick, wo seine Liebe, die leben wollte, Susannen zu entschuldigen oder wenigstens zu verstehen trachtete, da dämmerte ihm, Dank der nunmehr größeren Vertrautheit mit der Welt, das intime Drama, das sich in seiner Geliebten abgespielt . . . Claude hatte ihm dasselbe deutlich gemacht: „Die Moraines waren vor 7 Jahren ruinirt“ . . . Ruinirt! Diese beiden Silben verkörperten sich für den jungen Mann plötzlich zu Allem, was sie an Entsagung und Demüthigung mit sich brachten. Susanne war im Luxus und für denselben aufgewachsen. Er war ihre Atmosphäre, ihr Leben. Ihr Gatte — René beurtheilte ihn sehr hart, — war vielleicht der Erste gewesen, der sie auf den traurigen Weg gedrängt. Desforges war auf der Bildfläche erschienen. Sie hatte nachgegeben. Sie liebte ihn jedoch nicht . . . Konnte sie dann, als sie wirklich liebte, ihre Fesseln zerreißen? Ja, sie konnte es, wenn sie ihm, René, vorschlug, Alles, Beide zu verlassen und für immer mit ihm vereint zu leben! . . . — „Alles? . . . Beide? . . . Um vereint zu

leben? . . .“ Er ertappte sich dabei, daß er diese Worte wie im Traum gesprochen. Aber war es denn zu spät? Konnte er denn nicht Susannen den Antrag machen, ihrer Liebe Alles zu opfern, ihre ganze Vergangenheit, mit Ausnahme ihrer Liebe, in welche sie ihr ganzes Wesen, ihre Gegenwart und Zukunft einschließen wollte? Wenn er ihr sagte: „Schwöre mir, daß Du mich liebst, daß diese Liebe die einzige Wahrheit Deines Herzens ist, die einzige. Beweise es mir, Du hast keine Kinder, Du bist frei. Nimm mein Leben, und gib mir das Deine. Fliehe mit mir und ich will Dir verzeihen und an Dein Herz glauben? . . .“

„Ich werde verrückt,“ rief er aus, als dieser Plan so klar und deutlich vor ihm stand, daß er Susannen selbst, seinen Worten lauschend, vor sich zu sehen glaubte . . . „Verrückt? Ja, weshalb denn? . . .“ Alle Redensarten über die Wiedergeburt durch die Liebe, die er in seiner Jugend gelesen, Gedanken, die übrigens schon manche große Künstler in Versuchung geführt, wurden lebendig in seinem Kopfe. Er liebte Susanne und Susanne liebte ihn. Weshalb sollte er es nicht im Namen jenes erhabenen Glaubens versuchen, sie der Verworfenheit zu entreißen, in der sie lebte, sich selbst aber dem Tod, dem er sich verfallen fühlte? Warum sollte er ihr nicht diese einzige Möglichkeit schaffen, das häßliche Elend ihres Lebens wieder gut zu machen? . . . Was aber würde sie entgegnen? . . . „Ich werde doch endlich erfahren, ob sie mich liebt,“ überlegte René. „Ja, wenn sie mich liebt, dann wird sie mit Begeisterung dieses Mittel ergreifen, um dem Bagno des Luxus, in dem sie gefangen sitzt, zu entlaufen! Wenn sie aber nein sagt! . . .“ Entsetzen schüttelte ihn bei diesem Gedanken . . . „Dann habe ich noch immer Zeit zu handeln,“ meinte er. Der durch diese plötzliche Eingebung gefesselte Sturm währte schon an die drei Stunden. Der junge Mann überließ sich demselben, ohne zu begreifen, daß sein Entschluß von vorneherein feststand; dieses Auf- und Abwogen seiner Gedanken hatte das eine Gefühl, das ihn vor allem erfüllte, nur zurückgedrängt, nämlich: jenen Wunsch, jenes wahnsinnige Verlangen, seine Geliebte wiederzusehen.

Wenn dieser Fluchtplan selbst ein weit gewagterer, ein unausführbarer gewesen wäre, er hätte denselben trotzdem als einen leichten, sichern begrüßt und gehegt. War er ja

das einzige Mittel, sowohl dem unwiderstehlichen Drängen seiner Seele gerecht zu werden, als auch den Anforderungen seiner Würde, die preiszugeben seine Ehre nicht gestattete.

„Handeln wir! . . .“ beschloß er endlich. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb Susannen einige Zeilen, in denen er sie bat, morgen gegen 2 Uhr Nachmittags zu Hause zu bleiben. Er beeilte sich, dieses Briefchen selbst in den Briefkasten zu befördern, und fühlte bei der Heimkehr jene Erleichterung, welche der Ausführung großer Entschlüsse folgt. Er, der während der letzten Woche und nach dem ersten heftigen Ausbruch seines Entsetzens, sich selbst der geringsten Energie unfähig gefühlt, er, der nicht einmal im Stande gewesen war, das Heft seines „Savonarola“ zu öffnen, er ging gleich daran, alles vorzubereiten, als ob Susannens Antwort gar nicht zweifelhaft sein könnte. Er zählte die in seiner Lade verschlossene Summe Geldes: es waren ungefähr gegen 5000 Francs. Und dann? . . . Dann berechnete er seinen Antheil an dem Familien-Vermögen, das zwischen ihm und seiner Schwester bisher ungetheilt geblieben war. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, die beiden ersten Jahre durchzukommen, während welcher er sein Drama fertig bringen und aufführen lassen wollte. Dann sollte gleich darauf sein Roman veröffentlicht werden, den der Erfolg seines Stückes wie eine Woge die andere heben sollte; auch eine Gedichtsammlung mußte er publiciren. Er sah den Himmel sich wölben voll von Arbeit und Erfolgen. Zu welcher Anstrengung würde ihn jenes himmlische Elixir nicht befähigen: Susannen den Luxus wieder zu schaffen, den sie ihm geopfert? Da seine Schwester heimkam, fand sie ihn damit beschäftigt, Papiere, Bücher und Kupferstiche zu ordnen.

„Was thust Du da? . . .“ fragte sie.

„Du siehst ja, daß ich zur Abreise rüste,“ antwortete er.

„Zur Abreise?“

„Ja,“ erwiderte er, „ich will nach Italien.“

„Und wann denn?“ bemerkte Emilie verblüfft.

„Zweifellos schon übermorgen.“

Er hatte im guten Glauben geantwortet. Er hatte nämlich berechnet, daß, falls Susanne sich entschließen würde, ihm zu folgen, sie zu den nöthigen Vorbereitungen ungefähr 24 Stunden brauchen werde. Falls sie

sich entschließen würde? Schon der Zweifel an dem Ausgang seines Unternehmens bereitete ihm solchen Schmerz, daß er ihn gar nicht ausdenken wollte. Er hatte, seit er Susanne blaß und gebrochen in dem Vorraume der Opernloge verlassen, mit schier übermenschlicher Gewalt seine leidenschaftlichen Wünsche eingedämmt. Seine Hoffnungsfreudigkeit glich einer Bresche, durch welche die Wogen mächtig, gewaltsam hereinbrachen, Alles mit sich fortreißend. Seine Aufregung steigerte sich an dem Morgen, der ihrer Zusammenkunft vorherging, soweit, daß er bei zwei oder drei Kaufleuten in der „Avenue de l'Opéra“ eintrat, um Reiseartikel zu prüfen. Es war in der Familie Vincy, seit der Uebersiedelung aus Bouziers, niemand auch nur für 24 Stunden verreist. Daher waren in der „Rue Coëtlogon“ nur zwei alte, zerfressene Koffer und drei ganz schadhafte Felleisen vorhanden. Die materiellen Vorbereitungen gaben den Hirngespinnsten des jungen Mannes eine concrete Bedeutung; sie täuschten ihn über die Zeit hinweg, welche ihn noch von seinem Stelldichein trennte. Die Macht des Wunsches war so groß, daß er sich erst beim Eintritt in den kleinen Salon der „Rue Murillo“ der ihn leitenden Motive völlig bewußt wurde. Es war noch nichts beschlossen worden.

„Die gnädige Frau wird sogleich erscheinen,“ hatte der Diener gesagt und ihn im Zimmer allein gelassen. Er hatte dasselbe nicht mehr betreten, seit dem Tage, an welchem er ihr darin vorgelesen, und wo sie ihm wie eine Madonna erschienen war. War es eine ihrer Listten, daß sie ihn 5 Minuten allein ließ mit all diesen Erinnerungen? Allerdings wurden Erinnerungen geweckt; doch bewegten sie ihn in anderer Weise, als Susanne meinte. Diese Eleganz, die er einst so sehr bewundert, sie erfüllte ihn heute mit Entsetzen. Es kam ihm vor, als habe auf all' diesen Gegenständen, von denen Desforges viele bezahlt haben mußte, ein Hauch von Niedertracht. Dieses Entsetzen steigerte nur noch seinen Willen, Susanne dieser Vergangenheit der Schande zu entreißen, so daß, als sie auf der Schwelle der Thür erschien, sie in seinen Augen nicht der Bärtlichkeit begegnete, sondern dem Ausdruck fester Entschlossenheit. Was konnte er beschlossen haben? Sie war im Augenblick die Ergriffenere von Beiden, diejenige, die unfähiger war sich zu beherrschen. Die Weiße ihres langen Kleides betonte

nur noch mehr die gelben Tinten in ihrem Gesichte, das von der Aufregung der letzten Tage erschöpft schien. Sie hatte der schwarzen Linien unter den Augen nicht bedurft, zu welchen so viele Comödiantinnen der Welt und der Bühne ihre Zuflucht nehmen, sie verstellte sich auch nicht, da sie, den jungen Mann gewahrend, die Hand auf's Herz legte und sich an die Wand lehnte, um nicht umzusinken. Sie hatte auf den ersten Blick gesehen, daß es einen heißen Kampf kosten werde, ihn zurückzuerobern, und sie zitterte am ganzen Körper. Dann stellte sich zwischen den beiden Liebenden jenes Stillschweigen ein, während dessen man den Flug des gefürchteten Schicksals zu vernehmen meint. Die Dauer desselben wurde für die Unglückliche nachgerade unerträglich, und sie brach es, indem sie mit leiser Stimme hauchte:

„Mein René, wie sehr ich Deinethalben gelitten! . . .“ Und außer sich vor Aufregung, ergriff sie seine beiden Hände, warf sich ihm an die Brust und suchte seinen Mund zum Kuß. Er fand den Muth, sie zurückzustößen.

„Nein,“ sagte er, „ich will nicht.“

„Ach!“ schluchzte sie, „Du glaubst also noch immer an jene Verläumdungen! . . . Und Du bist nicht gekommen, Du hast mich verurtheilt, ohne mich zu hören! . . . Und welche Beweise hast Du? . . . Keine, als daß Du mich aus einem Hause kommen sahst! . . . Und es hat kein Zweifel Dich zu meinen Gunsten beschlichen, nicht einer jener Entschuldigungsgründe, welche für mich sprechen konnten! . . . Wenn ich Dir nun sagte, daß eine meiner Freundinnen in jenem Hause wohnt, die damals krank war und die ich besuchte? . . . Wenn ich hinzufügte, daß die Anwesenheit jener Person, deren Anblick Dich rasend gemacht, demselben Umstande zuzuschreiben ist? Wenn ich Dir bei Allem, was mir heilig ist, schwören würde, daß . . .?“

„Schwören Sie nicht,“ unterbrach sie René barsch, „ich würde Ihnen nicht glauben, ich glaube Ihnen nichts mehr.“

„Mein Gott, er glaubt mir selbst jetzt nicht! Was thun?“ Sie durchmaß das Zimmer mit großen Schritten und rief ein über das andre Mal: „Was thun? Was thun?“ Sie hatte diese ganze Woche hindurch die Möglichkeit erwogen, daß er zu sehr wider sie aufgebracht sein würde, um ihr zu glauben. Wenn er auch nur einen, ja selbst den leisesten Zweifel behielt, so war

sie verloren. Er würde ihr wieder aufpassen oder aufpassen lassen. Dann mußte er wohl in Erfahrung bringen, daß sie bei jedem dieser angeblichen Krankenbesuche Desforges begegnete, und das Spiel sollte von Neuem beginnen? Konnte sie daher fortfahren zu lügen? Auch war ihr dieses ewige Lügenspiel bis zum Ueberdruß verhaßt. Jetzt, da diese erhabenste aller Leidenschaften in ihr tobte, empfand sie das Bedürfniß, ihrem Geliebten die Wahrheit zu sagen; sie wollte ihm aber auch gleichzeitig die Leidenschaft möglichst heftig verrathen, die sie erfüllte, und er sollte gezwungen sein, an diesen erhabenen Schrei ihrer Seele zu glauben. So rief sie denn außer sich vor Erregung: „Ja es ist wahr, ich habe Dich belogen . . . Du sollst Alles wissen, Du sollst es erfahren . . .“ Sie hielt einen Augenblick inne und fuhr mit beiden Händen über das Gesicht . . . „Nun denn!“ Nein, sie hatte nicht die Kraft, zu beichten . . . Er würde sie zu sehr verachten müssen; sie suchte daher, während sie sprach, nach einer Art von Compromiß zwischen ihrem Aufrichtigkeitsbedürfniß und der Angst, daß es René vor ihr grauen könnte. Dann fuhr sie aber fort: „Siehst Du, das ist eine entsetzliche Geschichte . . . Mein Vater war gestorben . . . Es mußten Briefe zurückgekauft werden, die sein Andenken beschmuken konnten . . . Das erforderte Geld, viel Geld . . . Ich hatte keines . . . Mein Mann wollte nichts davon wissen. Da kam jener Mann . . . Ich hatte den Kopf verloren, und dieses Geheimniß gab mich in seine Hand! Ich bin noch immer in seiner Schuld . . . Ach! fühlst Du denn nicht, daß ich Dich nur belogen, um Dich zu besitzen, Dich zu behalten? . . .“ René betrachtete sie, während sie diese Worte hervorstieß. Die Geschichte von des Vaters Ehre war nur eine neue Lüge gewesen, er fühlte es, er sah es. Doch dieser letzte Schrei, den sie in fast wilder Verzweiflung gethan, der war gewiß keine Lüge gewesen . . . War darum aber alles andere nicht gleichgültig für ihn? Nun mußte, nun wollte er ergründen, ob diese Liebe, die sie als ihre einzige Wahrheit betonte, auch die Macht haben werde, über alles zu siegen, was nicht er war.

„Desto besser!“ antwortete er, „ja desto besser, falls Sie die Sklavin einer Vergangenheit sind, die Sie bedrückt! Desto besser, wenn die Abhängigkeit von jenem Menschen Sie mit

Scham erfüllt! . . . Sie sagen, daß Sie mich nur belogen, weil Sie mich liebten, weil Sie mich nicht verlieren wollten? . . . Nun denn, ich will Ihnen Gelegenheit geben, diese Liebe zu beweisen, so zwar, daß ich nicht mehr an derselben zweifeln kann. Ich mache Ihnen den Vorschlag, diese Vergangenheit mit einem Male auszulöschen, ganz und für immer . . . Auch ich liebe Sie, Susanne, ach, wie innig! Fragen Sie nicht, was ich gelitten, da ich erfahren, was ich erfahren, gesehen, was ich gesehen. Ich bin nur nicht daran gestorben, weil Schmerz allein eben nicht zu tödten vermag. Aber ich bin bereit, Alles zu vergessen, Alles zu vergeben, falls ich sehe, daß auch Sie mich lieben. Ich bin frei, Sie sind es auch, da Sie keine Kinder haben; ich bin bereit, Ihnen Alles zu opfern, und frage, ob Sie ein Gleiches zu thun entschlossen sind. Wir werden miteinander gehen, wohin Sie wollen: nach Italien, nach England, in ein Land, wo wir sicher sind vor allen Erinnerungen an Ihr Leben von einst. Ich werde die Kraft dazu in dem Glauben an Ihr Herz finden. Ich werde mir sagen: sie hat mich nicht gekannt, sobald sie mich jedoch kennen gelernt, hatte nichts mehr Werth für sie als meine Liebe. Nur, Susanne, verlangen Sie nicht von mir, daß ich in die erniedrigende Theilung mit jenem Manne willige; auch könnte ich mich ebenso wenig in die Rolle des „Spiones“ hinein finden, falls Sie mit ihm brechen sollten, und ich am Ende daran zweifeln würde. Nein, Susanne, niemals, niemals. Wir stehen an jenem Wendepunkt, an dem wir einander Alles oder Nichts sein müssen; Liebende, die in ihrer Leidenschaft die Kraft finden, sich eine Familie, eine Heimath, eine Welt zu sein, oder aber Fremde, die von einander scheiden. Wählen Sie! . . .“

Er hatte mit der festen Entschlossenheit eines Mannes gesprochen, der sich's zugeschworen, auf seinem Willen zu bestehen. So toll auch immerhin dieser Vorschlag einer Pariserin vorkommen mußte, die gewohnt ist, der Leidenschaft nur unter der dem gesellschaftlichen Leben angepaßten Form zu begegnen, so zweifelte Susanne doch keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit desselben. René sprach so überzeugend wahr, und diese Wahrheit war mit so lodrender Leidenschaft versetzt, daß sie auch an den endlichen Sieg derselben über die Bedenken des jungen Mannes glaubte.

„Ach!“ rief sie erbebend, „wie gut Du bist, so mit mir zu reden! Wie Du mich liebst! Wie Du mich liebst! Ja, wie sehr Du mich liebst! . . .“ Sie zitterte, indem sie diese Worte sprach, und neigte den Kopf, als ob sie nicht im Stande wäre, dieses Uebermaß von Glück zu ertragen. „Himmel, wie beseligend das ist! . . .“ sagte sie nochmals. Dann aber näherte sie sich ihm, faßte fast schüchtern nach seiner Hand, drückte dieselbe leise und langsam und lispelte: „Welches Kind Du bist! Und welchen Antrag Du mir machst! Wenn sich's um mich allein handelte, würde ich ohne Bedenken sagen: „Nimm mein Leben, Du weißt nicht, wie wenig Werth es für mich hat! . . . Das Deine aber, René, kann ich das Deine annehmen? Du bist 25 Jahre alt, ich zähle deren mehr als 30. Schließe die Augen und vergegenwärtige Dir unser Aussehen in 10 Jahren . . . Ich bin dann eine alte Frau, Du wirst ein noch immer junger Mann sein . . . Dann aber? . . . Und Dein Beruf, dem Du so ergeben bist, daß ich auf denselben eifersüchtig gewesen? . . . Warum sollte ich es im Augenblick leugnen? . . . Du brauchst, um zu arbeiten, Paris . . . Ich würde bemerken, daß Du mich aus Pflicht liebst, aus Mitleid, als unglücklicher Slave! . . . Nein, das könnte ich unmöglich ertragen! . . . Gieb diesen unvernünftigen Plan auf, mein Lieb, sage, daß Du mir auch so verzeihst, sag' es, mein René, bitte sag' es! . . .“

Sie hatte sich während des Sprechens dem jungen Manne genähert, lehnte sich an ihn und suchte nach seinem Mund. Er fühlte mit einemmal sehnächtiges Verlangen und doch auch lebhafteste Abneigung wider die offenkundige Verführungsabsicht Susannens, welche er aus dem Umstand, daß sie kein Niedertrug, mit Bestimmtheit folgern mußte. Er faßte sie am Handgelenk und stieß sie weit von sich:

„Du willst mir also nicht folgen,“ rief er in höchster Aufregung, „wiederhole es, daß Du nicht willst! . . .“!

„Mein René, ich beschwöre Dich, mich nicht zurückzu stoßen,“ erwiderte sie mit thränenenerstickter Stimme, „stoße mich nicht zurück! . . . Wir lieben uns ja, ach! So laß uns glücklich sein! . . . Nimm mich, wie ich bin, mit all dem Elend meines Lebens . . . Du hast Recht . . . Ich liebe den Luxus, ich liebe die Welt, ich liebe dieses Paris, das Du haffest . . . Nein, ich hätte niemals den Muth, Alles

zu verlassen, alle Bande zu lösen . . . Nimm mich, wie ich bin, Du weißt und fühlst ja doch, daß ich die Wahrheit sage, wenn ich Dich versichere, daß ich Dich liebe, wie ich noch nie geliebt . . . Ach! verlasse mich nicht! . . . Ich werde Deine Sclavin, Dir völlig ergeben sein. Du wirst mich rufen und ich werde kommen, Du wirst mich verlassen und ich werde gehen . . . Sieh mich nicht mit diesen Augen an, und lasse Dein Herz erweichen, ich beschwöre Dich darum! Habe ich Dich je gefragt, ob Du schon eine andere Geliebte hattest? . . . Nein, denn mich erfüllte einzig der Gedanke, Dich glücklich zu machen. Wenn ich das Elend meiner Lebensweise vor Dir verheimlicht habe, sag', warum zürnst Du mir darob? Sieh mich hier flehend zu Deinen Füßen . . ." Und sie hatte sich ihm in der That zu Füßen geworfen . . . Sie spottete im Augenblick aller Klugheit und gedachte selbst der Möglichkeit nicht, daß plötzlich der Diener eintreten könne! Sie klammerte sich an seine Kleider und wand sich zu seinen Füßen. Sie war in ihrer Schönheit geradezu hinreißend! Ihre leuchtenden Augen, das vom Feuer höchster Leidenschaft strahlende Antlitz offenbarten die Courtisane, deren Wesen sie bisher sorgsam verborgen hatte. René's Sinne schwindelten, doch durchzuckte ihn plötzlich eine grausame Erinnerung, und hohnlachend schleuderte er ihr gleich einer Insulte die Frage: „Und Desforges? . . ." entgegen

„Sprich nicht von ihm," ächtzte sie, „vergiß sein! Glaubst Du denn, daß ich nur einen Augenblick zaudern würde, wenn ich ihn an die Luft setzen könnte? Fühlst Du denn nicht, daß ich an ihn geschmiedet bin? Mein Gott! Mein Gott! Quält man denn so eine Frau? . . . Nein," setzte sie, noch immer auf den Knien liegend, regungslos, mit vorgebeugtem Kopf, mit düsterem Tonfall hinzu. „Nein, ich kann nicht . . ."

„Dann willige darein, mit mir zu kommen," sagte René, „noch ist es Zeit, laß uns miteinander fliehen . . ."

„Nein," erwiderte sie noch düsterer. „Nein, auch das kann ich nicht . . . Liebster, es wäre mir ein Leichtes, Dir Alles zu versprechen, und dann wortbrüchig zu werden! Aber ich habe so schon zu viel gelogen . . ." Sie hatte sich erhoben. Es trat die Reaction der Nervenkrise ein, die sie gehabt, und sie wiederholte immer wieder mit erlöschender Stimme: „Nein, ich kann auch das nicht . . . Ich kann nicht . . ."

„Was wolltest Du dann von mir?“ schrie er entsetzt auf. „Warum hast Du Dich eben noch zu meinen Füßen gewunden? Sollte ich bloß Dein Freudendiener sein? . . . Ein junger Mann, bei dem Du der Küsse des Alten vergessen wolltest! . . . Ach! . . .“ Und vom Zorn übermannt, fügte er zur Brutalität der Sprache jene der Bewegung, und schritt mit schrecklich entstelltem Antlitz und geballter Faust auf sie zu. Susanne wich todtenbleich, mit vorgehaltenen Händen zurück.

„Verzeihung, Verzeihung,“ rief sie fassungslos. „Thue mir nicht weh, thue mir nicht weh!“ Sie suchte Schutz hinter einem Tisch, auf welchem unter anderen Kleinigkeiten auch im Sammetrahmen eine Photographie des Barons stand. René hatte seine Augen von Susannen abgewendet und kämpfte wider die entsetzliche Versuchung, dieses wehrlose Weib zu schlagen. Da mit einmal erblickte er das Bild und brach in schrilles Hohn Gelächter aus. Er griff darnach, faßte Susanne bei den Haaren, und grausam bis zur Wildheit, auf die Gefahr hin, sie zu verletzen, rieb er ihren Mund mit dem verhassten Bild. Gleich einem Wahnsinnigen lachend, wiederholte er immer wieder:

„Siehst Du, hier ist Dein Geliebter! Hier ist Dein Geliebter, Dein Geliebter, Dein Geliebter! . . .“

Dann warf er den Rahmen zu Boden und trat ihn mit Füßen. Da erst kam er zur Besinnung und schämte sich seiner feigen That. Ein letztes Mal blickte er Susanne an, die mit aufgelösten Haaren, stieren Blickes und halb todt vor Schreck in einer Zimmerecke kauerte. Er redete kein Wort mehr, schritt stumm zur Thür hinaus, und auch sie fand die Kraft nicht, auch nur ein einziges Wort zu sprechen.
